

THIERFABELN BEI DEN MEISTERSÄNGERN.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 11. Januar 1855.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1855. S. 1—27.

1 Die Thiersage ist aus dem ununterbrochenen Verkehr des Menschen mit den Thieren und der dadurch erlangten innigen Bekanntschaft mit ihrem eigenthümlichen und heimlichen Leben hervorgegangen. Dieser nahe Umgang hob sie zu ihm herauf und bewirkte, dass er einen Theil seiner geistigen Vorzüge auf sie übertrug. Die Hausthiere wurden als Glieder der Familie betrachtet, gepflegt und geliebt: nomadische Völker nennen noch jetzt ihre Pferde Brüderchen und Freunde, reden zu ihnen, als verstünden sie jedes Wort, und beweinen ihren Tod, als sei ein Verwandter gestorben. Bei uns lässt der Volksglaube die Thiere in der Christnacht mit einander reden, und die Dichtung gibt ihnen die Sprache vollständig zurück, die ihnen durch ein unglückliches Ereignis oder zur Strafe, wie die nordamerikanischen Indianer von dem Biber glauben, scheint entzogen zu sein; sie lässt sie überhaupt in dem Widerschein menschlicher Verhältnisse leben. Der Inhalt der Dichtungen geht hervor aus der scharf bestimmten, unwandelbaren Natur der Thiere. Der Löwe oder der Bär ist der Stärkste und darum der Herrscher, der Wolf der Grausamste, der Hirsch der Flüchtigste, der Fuchs der Listigste, der Esel der Geduldigste, der Hase der Furchtsamste, das Schaf das Unschuldigste. Von Lastern oder Tugenden ist weiter nicht die Rede; ihre Handlungen sind Folge ihrer natürlichen Triebe. Die Thiersage, wie sie auch neue Zweige treiben, die Überlieferung erweitern und neu gestalten mag, ihr Wesen ändert sich nicht: sie steht auf demselben Grund und Boden und muss, auch wenn sie sich einmal davon entfernt, dahin zurückkehren.

Diese Stätigkeit des Thierepos bildet einen Gegensatz zu der Beweglichkeit der Götter- und Heldensage, wo nicht allein die Freiheit des Geistes zu wahren und der Unterschied zwischen Gut und Böses geltend zu machen ist, sie muss, wenn sie fort-² dauern will, auch den wechselnden Strömungen der Geschichte sich unterwerfen. Die ältesten Lieder besingen die furchtbare Herrschaft der alten Götter, aber diese gehen unter, und mildere steigen auf, zu denen sich Helden gesellen, die den Kampf um die Macht und den Ruhm ihres Volks als die höchste Aufgabe, Tapferkeit als die grösste Tugend betrachten. Ist der Boden gewonnen, die Heimat gesichert, sind die Verhältnisse geordnet, so kommen andere Geschehnisse, und andere Wünsche erfüllen das Herz des Menschen. Wir haben in der Gudrun ein glänzendes Bild von der Kraft, mit der sich die Seele einer Frau unter den widerwärtigsten Verhältnissen erhebt. Zuletzt sinkt, wie in dem Rosengarten, der Ernst des Kampfes zu einem blossen Spiel herab, und das Epos hat sein Ende erreicht. Von diesen verschiedenen Stufen in der Entwicklung eines Volkes wird die Thiersage nicht berührt. Sie kann lückenhaft werden, wenn äussere Zustände, die Ausbreitung des Ackerbaus, Gewerbe und städtisches Leben, von dem unmittelbaren Verkehr mit den Thieren in Wald und Feld abziehen, aber sie beharrt in ihrer Natur und hat keine Veranlassung, an ihrem Inhalt Änderungen vorzunehmen. Der Fuchs übt seine Listen wie der Wolf seine Grausamkeit in der spätesten wie in der frühesten Dichtung: ihnen wird nichts angerechnet, man entschuldigt die Hinterlist, ja man ergötzt sich daran, und der Fuchs, dem jede Bosheit gelingt, geht am Ende als Sieger über alle hervor.

Wer sucht nicht gerne die Wege auf, welche die Thiersage auf ihrem langen Gang eingeschlagen hat? Innere Gründe stellen ihr Dasein in den frühesten Jahrhunderten ausser Zweifel: die trefflichen in Deutschland, den Niederlanden und in Frankreich erhaltenen Gedichte von Reinhart Fuchs, wie einzelne in diesen Kreis gehörige Fabeln, weisen auf die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch reichlich strömende Quelle der mündlichen Überlieferung. Bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei Boner, Hugo von Trimberg, Heinrich von Müglin

und Gerhard von Minden, dauerte die Fabeldichtung, wenn auch in minder belebter Auffassung, fort; unter diesen haben Boner und Gerhard nur Weniges, was nicht auf Äsop zurückzuführen wäre.

In dem fünfzehnten Jahrhundert begegnen uns zwei, aber nicht in deutscher Sprache abgefasste werthvolle Sammlungen, aus denen wir eine Anzahl von Thiersagen kennen lernen, die von den Äsopischen unabhängig sind und schon deshalb Aufmerksamkeit verdienen. Die eine enthält die sogenannten Extravaganten, die in der ersten Ausgabe von Steinhöwels Äsop im Jahr 1480 ans Licht traten. Ich glaube, sie sind ursprünglich aus dem Munde des Volks aufgenommen und gleich in lateinischer Prosa niedergeschrieben worden. Steinhöwel fügte eine in den späteren Ausgaben allein beibehaltene deutsche Übersetzung hinzu. Der Name des Verfassers ist ebenso unbekannt als seine Heimath und Zeit: möglich, dass er ein Paar Jahrhunderte früher gelebt hat. Wenn er, wie man aus einigen Ausdrücken schliesst, im nördlichen Frankreich oder in Flandern zu Hause war, so gibt uns die uralte Verwandtschaft der französischen Thiersage schon ein Anrecht darauf. Ausserdem befinden sich unter den siebzehn Fabeln mehrere, die uns nicht fremd sind, wie die siebente und elfte (Hausmärchen 132 und 48), ja eine der eigenthümlichsten, worin erzählt wird, wie der Wolf in dem Wahn, ihm sei Glück verkündigt, überall ins Unglück geräth, ist noch bei uns in verschiedenen Gegenden bekannt (J. W. Wolf Deutsche Hausmärchen S. 419, Leo Haupt und J. E. Schmalder Volkslieder der Wenden 2, S. 161—164). Die andere Sammlung besteht aus hebräischen Fabeln, die der Rabbi Barachja Nikdani, wie Melchior Hanel, der sie ins Lateinische übersetzte, ihn nennt, oder Berachja Hannakdan (Punctator) nach Wolfs Bibliotheca hebraica (1, S. 272. 4, S. 800), um das Jahr 1260 dichtete.¹⁾ Der Titel kündigt Erzählungen an vom

¹⁾ Das Zeitalter des Berachjah han-niqdan oder besser han-naqdan ist von Wolf Bibliotheca hebraica I S. 167. 272 falsch um 1400 gesetzt worden. Schon J. B. de Rossi (Codices hebr. Vol. 2, Parma 1803. 8^o. p. 57 No. 482) hat mit Beziehung auf Wolf (3, S. 165) den Widerspruch bemerkt, dass ein Sohn (richtiger Enkel) des Genannten eine hebräische Bibelhandschrift der Berliner Bibliothek im Jahr 1334 vollendet habe; Rossi setzt daher den Berachjah in das dreizehnte Jahrhundert. Steinschneider (in dem gewissenhaften Artikel

Fuchs, allein dieser Hauptträger der Thiersage tritt doch nicht in allen auf. Barachja sagt in der Vorrede, er habe den Fabeln anderer seine eigenen zugefügt. Was er unter jenen versteht, ist bei dem grösseren Theil leicht einzusehen; es sind die bekannten Äsopischen, die etwa die Hälfte des Buches (es besteht aus 108 Stücken) ausmachen. Unter den übrigen sind einige, die er aus anderen Quellen mag genommen haben, wie z. B. 4 der Mann in der Grube (Altdeutsche Wälder 1, S. 177) und der Maulesel, der nur von seinem Vater, dem Pferd, sprechen will (Freidank S. LXXIX). Einige mögen aus verlorenen Sammlungen stammen, doch die Extravaganten, wenn sie anders schon vorhanden waren, haben nichts dazu geliefert. Welche aber nennt Barachja seine eigenen? Ich glaube diejenigen, welche sonst sich nicht nachweisen lassen und die Merkmale mündlicher Überlieferung an sich tragen. Mehrere dieser Art sind von entschiedenem Werth; eine davon anzuführen wird hernach Gelegenheit sein. Auch zeigt sich nichts Verfälschtes darin, und die Erzählung, wenn man einige künstliche Redensarten abrechnet, ist ganz erträglich. Die Verwandtschaft mit deutschen Sagen wird bestätigt nicht bloss durch die zu der Sage von Reinhart Fuchs gehörigen Stücke (sie sind dort S. CCLXXXIII ausgehoben), sondern auch durch zwei andere mit Märchen, die noch bei uns umgehen, nah verwandte: die eine von dem Kampf der Wespe und der Bienen mit dem Esel (S. 105 der lateinischen Übersetzung), die andere von dem Zaunschlüpfer, der durch List König wird; man vergleiche die Hausmärchen No. 102. 171.

Nähere Untersuchungen sind noch nicht angestellt, inwiefern das sechzehnte Jahrhundert, in welchem sich der Ansatz

»Jüdische Litteratur« in der Allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber II 27, 433) sagt dagegen: »den vorhandenen Fabelschatz verarbeitete frei und ergänzte Berachja hanakdan in Burgund um 1160«; es soll wohl 1260 stehen. J. Fürst in seiner Bibliotheca judaica (Leipzig 1851) 2, p. 110 nennt ihn »Berehja Krispia hanakdan, ben Natronai in val Drome in Burgund« und bemerkt dazu: »er blühte um 1260 in Burgund, war Punctator, Gesetz- und Sittenlehrer, Fabeldichter und Übersetzer«. Um 1300 setzt ihn der unbedeutende Artikel von O. Fr. Hartmann in der Encyclopädie von Ersch und Gruber I 9, 61. Ich verdanke Herrn Dr Richard Gosche diese Nachweisungen.

zu einer neuen, nicht idealen, aber gesunden Poesie bemerklich macht, Zeugnisse von der Fortdauer der einheimischen Thierfabel liefert. Burkhart Waldis und Erasmus Alberus gewähren leider nichts, obgleich sie sich nicht auf die ihnen zugänglichen Äsopischen Fabeln beschränkten, sondern auch manches, was ihnen sonst zur Hand war und den Namen einer Fabel nicht verdiente, aufnahmen: ja der zuletzt Genannte gerieth auf den seltsamen Einfall, die Äsopischen Apologe an ihm bekannte Örtlichkeiten anzuknüpfen. Besonders bei Waldis, der an freiem Blick und gewandtem Ausdruck jenem weit vorsteht, ist zu beklagen, dass er die beste Quelle nicht aufgesucht hat. Der unermüdliche Hans Sachs, der die Augen überall hinwendete, wo er für seine Gedichte passenden Stoff finden konnte, hat zwar von dorthier die schönen Erzählungen von dem junggeglühten Männlein und von des Herrn und des Teufels Gethier (Hausmärchen S. 147. 148) empfangen, leider aber kein Thiermärchen. Aus Rollenhagens Froschmeuseler wird hernach etwas mitzutheilen sein. Aber in dem Mückenkrieg des Joh. Christoph Fuchs, der aus dem Italienischen übersetzt ist, so wenig als in Wolfart Spangenberg's Ganskönig ist eine Spur des Sagenhaften zu entdecken, und im Äsopus Hulderich Wolgemuts, der an 5 361 Fabeln zusammengebracht und vieles aus Alberus und Waldis zugefügt hat, findet sich nichts Neues vor.

Indessen bin ich durch einiges da überrascht worden, wo ich es nicht erwartete, in den Meistergesängen des sechzehnten Jahrhunderts, deren erstarrte Form selbst bei H. Sachs von einem frischen Luftzug bewegt wird. Die Meistersänger holten ihren Stoff zumeist freilich aus der Bibel, sie nahmen aber auch, was sich sonst darbot, alte Geschichte aus den Chroniken, Erzählungen aus den Übersetzungen des Boccaccio, der Cento novelle, des Bidpai, aus dem Phädrus, Avianus und Romulus: sie verschmähten nicht die Schwänke Eulenspiegels, berichteten auch wohl Ereignisse, die sie mit angesehen hatten, oder stellten bloss moralische Betrachtungen an. Das alles ward nach den peinlichsten und engsten Gesetzen gleichmässig zugeschnitten.

Von den eigentlichen schulgerechten Meistergesängen sind natürlich die meisten noch ungedruckt: man erschrickt vor dieser

geistlosen, handwerksmässigen Dichtung, und doch würde ihre Untersuchung immer noch Früchte bringen, vielleicht einige unerwartete. Die hiesige königliche Bibliothek besitzt unter ihren Handschriften vier mit Meistergesängen angefüllte Bände (Ms. germ. fol. 22—25), die wahrscheinlich der Singschule in Nürnberg zugehörten: in zweien sind auch Musiknoten aufgezeichnet. Die umfangreichste und gehaltvollste ist No. 23, die ehemals Achim von Arnim besessen hat. Sie enthält 250 Stücke und ist von mehreren Händen geschrieben, aber im Vergleich zu den drei anderen Sammlungen mit mehr Sorgfalt, so dass auch der Text lesbarer ist. Zuweilen ist das Jahr der Abfassung angemerkt, und danach fallen sie in die erste Hälfte des Jahrhunderts zwischen 1529—1551.

In dieser Handschrift habe ich drei Thierfabeln (No. 45. 160. 249) gefunden, die meines Wissens noch unbekannt sind. Ihr Inhalt ist eigenthümlich, und da ich bei zweien ältere Auffassungen nachweisen kann, so regen sie vielleicht nähere Theilnahme an.

Die erste handelt vom Wolf und Storch. Die beiden haben sich zusammengethan und errichten eine Weinschenke. *) Das Geld wird gemeinschaftlich eingenommen; als aber der Gewinn nach einem halben Jahr soll berechnet werden, sieht es schlecht aus: kaum die Hälfte der Gäste hat gezahlt, das Übrige steht auf Borg. Der Wolf zeigt sich grossmüthig; »ich will auf meinen Theil verzichten,« spricht er, »du sollst keinen Verlust erleiden: lieber will ich erfrieren, als dass man spräche, ich wäre gewaltsam mit dir verfahren«. Der Storch antwortet: »ich muss fort in ferne Lande, liebster Geselle, gib mir das baare Geld, du kannst dafür die Schulden eintreiben. Wenn die Schuldner nicht zahlen wollen, so nimm ihnen Gänse, Kühe, Schweine und Schafe und treib sie hinweg«. »Da du so sehr nach dem Geld verlangst«, sagt der Wolf, »so will ich es dir ohne Zaudern geben«. Er bindet es in ein Tüchlein, das er dem Storch um den Hals hängt und das leicht über den schmalen Kopf geht. Der Storch erhebt sich in die Luft und kommt

*) [Vgl. unten S. 399 Holzschnitt zu einer Fabel.]

auf seiner Fahrt über einen See, in welchem er eine Menge Frösche erblickt. Von Hunger gequält, lässt er sich herab. Als er aber den Kopf ins Wasser steckt, rutscht das Tüchlein mit dem Geld darüber hinab und sinkt auf den Grund. Der Storch sucht mit seinem langen Hals geraume Zeit, doch vergeblich. Er muss endlich weiter fliegen, hasst aber die Frösche, weil er ihnen den Verlust des Geldes beimisst.

Der Inhalt der Fabel ist hübsch, die Erzählung einfach und natürlich, und der Ausdruck verräth mehr Gewandtheit, als man bei Meistersängern dieser Zeit erwartet. Ich vermüthe, dass ein älteres Gedicht zu Grund liegt, etwa von Heinrich von Müglin, dessen Fabeln in dieser Weise aufgefasst sind; unter den bekannt gewordenen findet sie sich jedoch nicht. Ganz geschickt ist an die Äsopische Fabel angeknüpft, die den Storch zur Herrschaft über die Frösche gelangen lässt. Warum er sie schlecht behandelt, wird dort nicht gesagt; hier erfahren wir den Grund seines Hasses. Doch in einem Umstand scheint die Überlieferung verderbt: nicht der Wolf musste darin auftreten, sondern der Fuchs, mit dem der Storch eher in Gemeinschaft leben konnte, und dessen Natur es angemessen war, seinen Gesellen listig um sein Geld zu bringen, während er sich dabei noch scheinheilig anstellen konnte. Dem Fuchs war es ein Leichtes, die Schuldner durch den Raub der Hühner und Gänse schon hinlänglich in Schrecken zu setzen; der Wolf war dazu nicht nöthig.

Der zweite Meistergesang erzählt von einem alten Löwen, der, bevor er stirbt, jedem seiner beiden Söhne einen grünen Wald zuweist und ihnen drei Lehren der Weisheit ertheilt. Erstlich sollen sie mit dem Menschen, der sie an Stärke übertriffe, keinen Kampf beginnen, sodann mit ihren Nachbarn in Frieden leben, endlich die Wälder in Ehren halten, damit die Thiere ihre Jungen darin gross ziehen. Der Älteste befolgt diese Lehren, und es geht ihm wohl; der Jüngste missachtet sie, fängt übermüthig mit seinen Nachbarn Streit an, so dass
7 niemand in seiner Nähe bleibt, und würgt eine zahllose Menge Thiere, mehr als er verzehren kann: die übrigen fliehen, und der Wald verödet. Er beklagt sich bei seinem älteren Bruder

darüber; dieser macht ihm Vorwürfe, dass er des Vaters Lehren nicht achte und so wüthe, dass niemand mehr bei ihm bleiben wolle. Er führt ihn in seinen Wald, der mit wilden Thieren angefüllt ist. Da erblickt der Jüngste einen Weidmann, der sein Garn stellt, und verlangt alsbald von seinem Bruder, er solle ihn zerreißen. Dieser führt des Vaters Gebot an, mit keinem Menschen den Kampf zu beginnen. »Was geht mich des Alten Gebot an«, ruft jener und läuft hin, den Jäger zu zerreißen. Er geräth aber in die Stricke, die dieser gelegt hat, und wird mit einem Knüttel aufs Genick geschlagen. »Schlag zu«, spricht der Löwe, »es geschieht mir recht, warum habe ich auf die Lehre meines Vaters nicht geachtet: den Narren muss man mit Kolben lausen«.

In Paulis Schimpf und Ernst Cap. 18 wird dieselbe Überlieferung erzählt, dem Inhalt nach übereinstimmend, nur dass der Eingang etwas verschieden lautet: »wir lesen von einem löwen, der hett zwen sön, die wolt er versorgen, und gab ieklichem ein frauwen. zu der ehesteuer gab er jedem einen wald und drei lehren, die solten sie behalten dieweil sie lebten«. Beide Erzählungen sind ziemlich gleichzeitig, da die erste Ausgabe von Schimpf und Ernst im Jahr 1522 erschien. Pauli deutet auf eine schriftliche Quelle, und die wird auch der Meistersänger gehabt haben. Ich kann sie nicht nachweisen, wohl aber ältere Darstellungen, deren Verwandtschaft bei allen Abweichungen unzweifelhaft bleibt.

Zunächst eine etwa dreihundert Jahr ältere. Sie findet sich in den von Franz Pfeiffer (Haupts Zeitschrift 7, S. 349) bekannt gemachten Beispielen. Der Löwe hat hier nur einen Sohn, dem er bei Annäherung des Todes eine Lehre ertheilt: »zuerst sei freundlich gegen die Deinigen, so wird dein Leben glücklich sein. Alle Thiere auf Erden sind dir unterthan, nur nicht der Mensch; den sollst du meiden. Seiner Stärke und Kraft bist du wohl gewachsen, aber nicht seiner Klugheit; gegen die kommst du nicht auf«. Der Alte stirbt; der junge Löwe denkt: »warum soll ich den Menschen nicht anfallen? Ich bin jung und stark, er ist schwach und listig: ich will mich schon hüten«. Er macht sich auf und sucht den Menschen so lange,

bis er ihn findet. Aber es gereicht zu seinem Schaden, dass er seines Vaters Rath in den Wind geschlagen hat: der Mensch weiss es dahin zu bringen, dass er seinen Schweif verliert.

8 Diese Erzählung ist einfacher als der Meistergesang und hat einen anderen Schluss, aber sie ist unvollständig; denn es musste von der Begegnung des Löwen mit dem Menschen und von dem Verlust des Schweifes umständlich berichtet werden. Vielleicht gerieth der Löwe in die von dem Menschen gelegten Schlingen und rettete das Leben nur dadurch, dass er sich gewaltsam losriss.

Es trifft sich glücklich, dass die Fabel auch in einer Extravagante bei Steinhöwel (es ist die sechzehnte in der Augsburger Ausgabe von 1487 Bl. 62. 63, in der Freiburger von 1555 Bl. 72. 73) sich erhalten hat. Sie weicht wiederum ab, aber sie vermittelt jene beiden, während sie das Einzelne und zum Theil trefflich ausführt. Der Löwe verlässt mit seinem Sohn die heimathliche Wildnis, weil ein kleiner Mann darin sich niedergelassen hat, der das Feld anbaut, ihm aber, da er seine Saat verwüstet sieht, Schlingen legt. Als der junge Löwe erstarkt ist und hört, aus welchem Grund sie haben fliehen müssen, will er Rache an dem Kleinen nehmen. Der Vater räth ab und warnt ihn, zwar komme der Mann ihnen an Stärke lange nicht bei, aber er sei klüger und listiger. Der Sohn hört nicht darauf und geht fort, seinen Feind zu suchen. Unterwegs begegnet ihm das Pferd, das ihm seinen von dem Sattel und den Gurten geschundenen Rücken zeigt, weil der kleine Mann auf ihm reitet. Dann erscheint der Ochse und klagt, dass ihn der Mann zwingt, die Erde aufzureissen: dabei werde er mit Gerten bis auf den Tod geschlagen. Der Löwe bemerkt die Spuren von den Fusstritten des Mannes und wundert sich, dass sie nicht grösser seien, da der Mensch so viel Böses vollbringe. Indem erblickt er ihn; er steht auf einer Anhöhe, hat eine Grabschaufel in der Hand, baut und besäet den Acker. Der Löwe fordert Genugthuung, aber der Kleine droht: »kommst du herauf, so schlage ich dich mit diesem Kolben todt, schneide dir mit diesem Messer die Haut ab und zerhacke mit diesem Beil dein Fleisch«. Der Löwe macht den Vorschlag, mit ihm

zu seinem Vater zu gehen, damit dieser als höchster Richter über sie entscheide. Sie leisten einander den Eid, sich nicht zu verletzen, bis sie bei dem Alten angelangt seien. Sie machen sich auf den Weg, aber der listige Mensch führt seinen Feind dahin, wo er seine Stricke gelegt hat. Der Löwe ist bald mit seinen Vorderfüßen hinein verwickelt und verlangt Hülfe, aber der Mann verweigert sie, weil er geschworen hat, ihn nicht zu berühren. Mühsam schleppt sich der Löwe weiter: nicht lange, so geräth er auch mit den Hinterfüßen in die Stricke und kann sich nicht mehr regen. Da haut der Mann einen Knüttel von einem Baum und schlägt mit allen Kräften auf den Löwen. »Schlag nicht auf meinen Kopf, Rücken und Leib«, ruft dieser, »schlag auf meine Ohren, weil sie meines Vaters Gebot nicht hören wollten; schlag auf mein Herz, weil es seine Lehre nicht achtete«. Das Männlein thut, wie er verlangt, und schlägt ihn todt.

Wie manches der spätere Meistergesang mit dieser Erzählung gemein hat, so ist doch seine Unabhängigkeit davon nicht zu bezweifeln: die Überlieferung ist dort theils erweitert, theils eingeengt, hat aber an innerer Vollständigkeit und Ausbildung verloren. Man wird den Gehalt dieser Fabel nicht verkennen, der an sich schon ein höheres Alter verbürgte, wenn sich dieses auch nicht hätte nachweisen lassen. Wahrscheinlich geht es noch weiter hinauf; denn es lag in dem Geist der ältesten Thiersage, die Zustände zu schildern, die sich bildeten, als der Ackerbau die Wälder verdrängte, die Einsamkeit der Wildnis aufhörte und die Thiere sich zurückziehen mussten: nothwendig war damit die Anerkennung menschlicher Klugheit und der Sieg derselben über die rohe Kraft verbunden.

Der Extravagante an die Seite zu stellen ist die Sage, wie sie sich bei Barachja erhalten hat (No. 106). Der Löwe, der König der Thiere, erkrankt, lässt seinen Sohn vor sich kommen und ertheilt ihm gute Lehre. »Herrsche in Frieden,« spricht er zu ihm, »sei stark und muthig. Nimm deine Nahrung aus den Thieren, aber hüte dich vor dem Menschen: du bist stärker, er aber ist listiger; er trägt einen Bogen in der Hand, er legt dir Schlingen und gräbt dir eine Grube. Er hat keinen Herrn

über sich, und alle Thiere müssen ihm dienen: Pferde und Maulthiere spannt er vor seinen Wagen, der Esel muss ihm seine Lasten tragen, der Ochs seinen Acker pflügen, das Lamm führt er zur Schlachtbank«. Danach stirbt der alte König; die Thiere kommen und beklagen seinen Tod, und der junge Löwe wird auf den Thron gesetzt. Er wählt aus den Thieren eine tapfere Schar und theilt die Schätze seines Vaters unter sie aus. Er kündigt seinen Entschluss an, einen Raubzug zu unternehmen; auch den Menschen will er gegen das Verbot seines Vaters angreifen und zerreißen. Er geht aus dem Wald heraus und begegnet dem wilden Esel, den er nicht kennt. Er brüllt, aber der Esel erschrickt nicht, weicht auch nicht zurück. Der Löwe verwundert sich darüber: »ist das der Mensch?« spricht er, »jetzt will ich thun, was mich gelüstet«, fällt über
 10 ihn her und will ihn zerfleischen. Der Waldesel bittet um Gnade und unterwirft sich ihm als seinem König. Der Löwe fragt, ob er den Menschen kenne; der Waldesel hat ihn nicht gesehen, räth ihm aber, weiter zu gehen, da werde er den Lastesel und den Ochsen finden, denen sei der Mensch bekannt. Der Löwe geht weiter und begegnet dem Pferd. Dieses erhebt sich auf seine Hinterfüsse; der Löwe thut einen Satz und kommt hinter das Pferd; das schlägt aus, trifft den Löwen in die Lenden, so dass er eine Wunde empfängt. Wüthend fällt er auf das Pferd und zerbricht es wie ein Rohr. Es unterwirft sich und bittet um Gnade. Der Löwe fragt, ob es der Mensch sei; das Pferd verneint es, sagt aber, wenn er mit dem Menschen kämpfen wolle, so werde er ihn auf seinem Felde finden. Der Löwe geht weiter und erblickt den Menschen, der das Getreide in Garben bindet. Indem kommt der Esel daher und stürzt von seiner Last gedrückt nieder: die Schafe, die bei ihm sind, gerathen in Angst und rufen nach ihrem Herrn. Der Löwe tritt heran und fragt, worin ihre Arbeiten beständen und wer ihr Herr sei. Sie antworten: »wir sind Knechte des Menschen; ein jeder von uns erhält seine Nahrung von ihm und verlangt nichts Anderes«. Der Löwe erkundigt sich, wo der Gewaltige hingegangen sei. Sie antworten: »in den Wald, dort Holz zu hauen«. Da schleicht der Fuchs herbei; der

Löwe freut sich, als er ihn erblickt, und spricht: »der bringt gute Botschaft, aber ich weiss nicht, welcher Art sie ist«. Der Fuchs kommt näher, neigt sich und bittet um seine Gnade. »Wo willst du hin?« fragt der Löwe. »Ich komme aus dem Haus des Königs (des Menschen); ich habe seinen jungen Hühnern nachgestellt und keins übrig gelassen«. »Ist der Mensch nicht vorsichtig?« fragt der Löwe, »oder bist du stärker als er?« »Ich habe es durch List erlangt, nicht durch Tapferkeit; wir Füchse können nicht anders«. »Bleib bei mir,« spricht der Löwe, »bis ich zu dem Menschen gelange; mit einem Sprung will ich ihn vernichten«. »Herr, ich gehorche deinem Befehl und will hinter dir hergehen, aber hüte dich vor der Schlinge. Du wirst den Menschen zwischen den Bäumen des Waldes finden: bezwingst du ihn, so wirst du grosse Beute machen.« Der Löwe geht stolz weiter, aber der Fuchs ist auf seiner Hut.

Die Überlieferung bricht hier ab; es fehlt wohl der grössere Theil, der Zusammenstoss des Löwen mit dem Menschen und das Verderben des wilden Thiers, doch ist der Schluss dadurch angezeigt, dass der Fuchs vor den Schlingen des Menschen warnt. Möglich auch, dass der Ausgang ein anderer war, als in der Extravagante und in dem Meistergesang, und dass der Löwe durch die List des Fuchses aus den Fallstricken gerettet ¹¹ wird. Darauf scheint mir das Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert zu weisen, wo der Löwe mit Verlust seines Schwanzes entkommt; auch ist es dem Geist der Thiersage angemessener, dass der Mensch am Ende noch den Kürzeren zieht. Was sich bei Barachja erhalten hat, ist übrigens vollständiger und besser, als in irgend einer der anderen Auffassungen. Sinnvoll ist der Gegensatz zwischen den Waldthieren und den Hausthieren hervorgehoben: sie erscheinen nach einander entkräftet und erniedrigt von den Diensten, die sie dem Menschen leisten müssen. Trefflich ist der Zug, dass der wilde König das gezähmte, allbekannte Pferd nicht kennt und meint, es sei der Mensch. Es wird von ihm überwältigt und unterwirft sich seinem natürlichen Herrn. Der Ochse hätte auch auftreten müssen, ist aber vergessen. Der Esel sinkt unter seiner Last zur Erde; nur das geduldige Schaf befindet

sich wohl in der Knechtschaft und will darin verbleiben. Geschickt ist der wohlbekannte Fuchs eingemischt, der Halbwilde, Halbgezähmte, den der Löwe mit Wohlgefallen kommen sieht. Noch einen merkwürdigen Umstand will ich hervorheben: es weist in die älteste Zeit zurück, wenn der junge Löwe beim Antritt der Regierung die Schätze seines Vaters unter die versammelten Getreuen austheilt. Hätten wir diese Auffassung vollständig, wir würden eins der schönsten und bedeutungsvollsten Thiermärchen besitzen.

Ich kann noch eine Darstellung nachweisen, die leicht älter ist als das vorhin erwähnte Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. In dem ersten Viertel desselben dichtete Marie de France, und zwar in nordfranzösischer Sprache, ihren Äsop (Ysopet), dessen Quelle eine aus dem Lateinischen übersetzte Fabelsammlung in englischer Sprache war. Vielleicht hängen auch die Extravaganten mit jener lateinischen Quelle zusammen, nur nicht unmittelbar; denn die Fabel von dem Hund und der Katze, bei der Marie de France die achtundneunzigste, stimmt in der Ausführung nicht mit der Extravagante (abgedruckt im Reinhart Fuchs S. 421.422), sondern merkwürdiger Weise näher mit einem altdeutschen Gedicht, das im Reinhart Fuchs S. 363 mitgetheilt ist. Doch mit den Fabeln des Romulus und des Anonymus Neveleti, der die Prosa desselben in Elegien brachte, ist jene lateinische Quelle der Marie schwerlich näher verwandt. Ihr Werk besteht in der Ausgabe von Roquefort aus 103 Stücken, wovon nur der kleinere Theil die bekannten Äsopischen Fabeln erzählt; unter den übrigen sind 39, deren Quelle man nicht
 12 kennt und die aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf ursprünglich normännische Überlieferungen gründen. Eine davon (No. 92) enthält unsere Fabel mit eigenthümlichen Abweichungen.

Eine Hirschkuh ertheilt eben ihrem Kälbchen gute Lehren, wie es sich vor Hunden und Jägern und vor dem Wolf in Acht nehmen müsse, als sie einen Reiter daher kommen sehen, der Bogen und Pfeile in der Hand hat. Das Kalb fragt, wer das sei. »Den musst du am meisten fürchten«, antwortet die Mutter, »und wenn er dir nahe kommt, so hüte dich«. »Was soll ich ihn fürchten?« spricht das Kalb, »er will uns kein Leid

anthun: er ist von seinem Pferd abgestiegen, hat sich versteckt und begnügt sich damit, uns zu betrachten«. »Bleib zurück, liebes Kind,« ruft die Mutter, »vor seinem Haupt liegt eine lange Stange (ein Pfeil); kommt die auf uns zu, so können wir dem Tod nicht entgehen; besser ist, wir laufen davon«. »Ich fliehe nicht«, spricht das Junge, »bevor er den Pfeil abschießt, was mir auch geschehen mag.«

Dass hier die Warnung in den Mund einer Hirschkuh gelegt ist, kann man eine glückliche Änderung nicht nennen, da die Thiersage den Hirsch nicht zu den muthigen Thieren zählt, und doch wird ein Solches vorausgesetzt, da das junge Kalb schon gegen die gute Lehre den Trotz zeigt, der dem Sohn des Löwen angemessener ist. Auch der eigentliche Schluss fehlt dieser lückenhaften Überlieferung: das ungehorsame Kind musste von dem Pfeil des Menschen getroffen werden.

In dem dritten Meistergesang ist es eine Wölfin, welche die Stelle des alten Löwen einnimmt. Wenn diese ihr Junges entlässt, führt sie es auf einen hohen Berg, zeigt ihm die verborgenen Waldwege und warnt es vor den Nachstellungen des Jägers. »Hör mich an,« spricht sie, »wenn dir einer begegnet, der ein kurzes Holz trägt, das an der Spitze ein Löchlein hat (sie meint eine Büchse), so fall ihn nicht an, sondern lauf eilends hinweg; denn erreicht er dich auf offenem Feld, so reisst er dir ein Loch in den Pelz (trifft dich mit einer Kugel). Oder kommt in dem Hag ein Mann zu dir, der ein zwei Klafter langes Holz trägt, an dem ein Hölzlein vorn gebunden ist (sie meint einen Schweinespiess), so flieh weit weg; sonst macht er dir eine tiefe Wunde. Oder kommt einer daher, der ein Holz trägt mit viel Zinken (einen Morgenstern?), den erwarte nicht: er haut dir damit grosse Scharten in den Leib, sticht und schneidet. Lauf immer zu und ruhe nicht, bis du in deiner Höhle bist. Kommt aber einer mit einem langen Holz (sie meint einen Lanzenspiess) hoffärtig durch den Wald gegangen, dem schleich nach in alle Ecken, bis er sich verirrt. Dann treibt ihn die Angst, sein Natürlichstes zu verrichten: er setzt sich nieder und lehnt die Lanze an eine Hecke. Jetzt kannst du über ihn herfallen: pack ihn mit deinen scharfen

Zähnen und zerreiss ihn ohne Barmherzigkeit«. Damit lässt die Alte ihr Wölflein laufen, das sich mit den erlernten Tücken zu nähren weiss, bis endlich Mutter und Kind in der Beize des Kürschners wieder zusammenkommen.

Man sieht, dass diese Erzählung mit der vorhergehenden auf gleicher Grundlage beruht und nur andere Verhältnisse darstellt. Dort hinterlässt das Thier, das als das edelste geschildert wird, seinen beiden Söhnen heilsame Rathschläge; doch nur auf den ältesten vererbt sich die bessere Natur; in dem jüngsten bricht die thierische Wildheit wieder durch, und er empfängt den verdienten Lohn. Hier ermuntert der böse Bewohner des Waldes sein Kind zur Grausamkeit und ermahnt es nur, sie mit Vorsicht auszuüben.

Ich weiss nicht, ob es noch eine Thierfabel gibt, die mit solcher Beweglichkeit in so verschiedenartige, immer unabhängige Bildungen übergegangen ist und dabei ihre Grundzüge festgehalten hat. Nochmals zeigt sie sich mit einer neuen ergötzlichen, humoristischen oder, wenn man will, satirischen Wendung, und zwar mit lebendigster Mannigfaltigkeit in weit auseinanderliegenden Zeiten.

Ich will sie zuerst in der Gestalt anführen, in welcher ich sie bei Hugo von Trimberg, also am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, gefunden habe.

Ein agelster zuo ir tochter sprach
 »kint, wiltû niht werden veige,
 sô warte wâ der man sich neige
 und mit der hant grîf an die erden,
 daz dûnes lebens tage iht werden
 kürzer, wan sô wil er dich
 werfen; des gedenke an mich
 und fliue von ime«. »daz tæte ich gern,
 und möhtest dû mich des gewern,
 daz er den stein niht bî im hæte
 verborgen unter seiner wæte«.

 diu agelster sprach »var hin von mir,
 ich kan niht mêr gerâten dir:
 dû hâst mêr liste danne ich hân«.

14

Renner 14915—14928.

Älter, aber nicht besser ist eine Erzählung der Marie de France (No. 93), wo die kluge Bemerkung des Kindes die Spitze verloren hat.

Ein Rabe ertheilt seinem Kind die Lehre, sich vor dem Menschen zu hüten, von dem er nur Böses zu erwarten habe: »wenn du siehst, dass er sich bückt und einen Stock oder einen Stein erfassen will, so flieg fort, damit dir nichts Schlimmes widerfährt.« »Wenn ich aber sehe,« fragt das Kind, dass er sich nicht bückt und nichts in den Händen hat, muss ich mich da auch entfernen?« »Lass mich gehen,« sagt der Alte, »du brauchst weiter keine Lehre: flieg allein und hilf dir selbst, ich fürchte nicht für dein Leben. Ich will zu meinen anderen Kindern gehen und ihnen Beistand leisten.«

Nach einem langen Zeitraum taucht eine andere französische Überlieferung auf. Bonaventure Des Pieres († 1544) veranstaltete im südlichen Frankreich eine Sammlung von scherzhaften und leichtfertigen Geschichten (*contes ou nouvelles récréations et joyeux devis*), gewiss nach mündlichen Erzählungen, zu welcher auch andere sollen Beiträge geliefert haben. Ähnliche Bücher erschienen in dieser Zeit auch in Deutschland: Freys Gartengesellschaft, Wickrams Rollwagen und Kirchhofs Wendunmuth. Glücklicher Weise ist auch unsere Fabel darin aufgenommen worden.

Eine Elster führt ihre Kinder aufs Feld, damit sie lernen selbst ihre Nahrung zu suchen. Das gefällt ihnen nicht; sie wollen lieber ins Nest zurück, wo sie es bequemer haben, weil die Mutter die Speise im Schnabel herbeitragen soll. »Meine Kinder,« spricht sie, »ihr seid gross genug, euch selbst zu ernähren; meine Mutter hatte mich viel früher ausgewiesen.« »Aber die Bogenschützen werden uns tödten«, antworten die Kinder. »Nein, nein,« spricht sie, »es gehört Zeit zum Zielen: wenn ihr seht, dass sie die Armbrust in die Höhe heben und an das Gesicht legen, um abzudrücken, so fliegt davon.« »Das wollten wir wohl thun, aber wenn einer einen Stein nimmt und will nach uns werfen, dazu ist kein Zielen nöthig, wie dann?« »Ihr könnt ja sehen, wie er sich bückt,« sagt die Alte, »wenn er den Stein aufheben will.« »Aber wie, wenn

er einen Stein beständig in der Hand trägt und jeden Augenblick zum Schleudern bereit ist?« »Ei! was ihr nicht alles
 15 wisst!« spricht die Mutter, »ihr könnt schon selbst für euch sorgen«. Damit fliegt sie weg und lässt sie allein.

Diese Darstellung ist anmuthiger, als bei der nordfranzösischen Dichterin und bei Hugo von Trimberg, dem sie sonst näher steht, während das Zielen des Schützen hier, wie in der Fabel von der Hirschkuh, hervorgehoben wird.

Nicht viel später ist eine umständliche und ausgebildete Erzählung in Rollenhagens Froschmeuseler, die uns abermals in ganz andere Verhältnisse führt. Ein Sperling erscheint hier als vorsorgender, bedächtiger Hausvater, der das zukünftige Wohl seiner vier Kinder bedenkt und sie vor den Gefahren warnen will, die ihnen drohen: er findet sie aber schon gewitzigt und weltklug. Ganz sagenhaft stimmt diese Auffassung mit den anderen, sonst so verschiedenen in einzelnen Zügen überein; dahin gehört die Warnung vor dem Steinwurf, die Beschreibung des Feurgewehrs, das an die Stelle des Bogens und Pfeils tritt: das Sprichwort von dem Zusammenkommen der Pelze beim Kürschner zeigt die Verwandtschaft mit dem Meistergesang. Rollenhagen erzählt sonst nicht so gut, und man empfindet hier die Einwirkung einer lebendigen Quelle. Da W. Wackernagel dieses Stück mit Recht in sein Lesebuch (2, S. 210—214) aufgenommen hat, so genügt eine Angabe des Inhalts.

Ein Sperling hat ein Schwalbennest an einem Kirchenfenster in Besitz genommen. Während Vater und Mutter ausgeflogen sind, Futter für ihre Jungen zu suchen, kommt eine Windsbraut und wirft das Fenster in die Kirche hinab. Drei von den Jungen werden von dem Wind weggetrieben; der Jüngste bleibt in der Kirche. An einem warmen Sommertag finden sich die Eltern und die Kinder auf einem Feld zwischen gemähter Gerste glücklich zusammen. Der Vater spricht: »Liebe Kinder, bevor ihr in die Welt geht, will ich euch gute Lehren geben und euch warnen vor den Gefahren, die euch erwarten«. Er fragt den Ältesten, wie es ihm ergangen sei. Dieser erzählte sein Schicksal: »Der Wind führte mich über

das Dach hinaus in das öde Feld. Ich setzte mich in eine Dornhecke am Fahrweg und wäre Hungers gestorben, wenn nicht ein Bauer seinen Sack geflickt und einige Körner daraus verzettelt hätte, die ich zusammenlas. Wer arbeitet und sparsam ist, kann sich ernähren.« »Wohl,« antwortet der Vater, »wer das thut, der bringt etwas vor sich, wer aber müssig auf dem Wege geht, der macht manche Erfahrung: siehst du, dass ein Manthier die Hand ausstreckt und einen Stein fasst, so flieg davon; es will nach dir werfen.« »Wie dann aber,« erwidert 16 der Sohn, »wenn es den Stein schon in der Hand hat oder aus seiner Tasche holt? Da muss ich schnell wegfliegen; das hab' ich täglich bei den Bergknappen und Hirten erfahren. Oder wenn sich das Manthier hinter den Busch legt und seine Schlingen stellt? Ich habe immer darauf Acht gehabt. Oder wenn aus einem Busch ein Rauch in die Höhe geht, als wär' ein Feuer angemacht? Da liegt ein Hund begraben; denn das Manthier lässt immer einen solchen Dunst ausströmen, wenn es den Mund aufthut.« »Du listiger Lauerer,« spricht der Alte, »weisst du das, so ist dirs schon übel ergangen: gottlob, dass du vorsichtig bist«. Der Vater wendet sich zu dem Zweiten: »wie hast du dich vor dem Sturmwind gerettet, und wo bist du seither gewesen?« »Ich fiel in ein Haus, in welches fremde Gäste ein- und ausziehen, Herren und Frauen, Junker und Reiter, Fuhrleute, Kärrner, Landsknechte und Freibeuter. Ich sah, wie sie den Hafer schwungen, was die Glucke mit den Küchlein frass, und habe da auch meine Nahrung gefunden.« »Gute Nahrung«, antwortet der Vater, »aber es ist grosse Gefahr dabei. Da wird die Peitsche geschwungen, mit Strohgabeln geschlagen, Blaufüsse und Sperber packen die kleinen Vöglein: sieh dich vor, lieber Sohn, dass dirs nicht schlimm ergeht.« »Es ist wahr, ich bin da nicht sicher, doch hat das alles mir wenig Schaden gethan: aber die Knaben stellen Fallen, und wer sich darauf setzt, den schnappen sie weg. Dazu haben sie ein blankes Holz, darauf liegt eine eiserne Kugel: wenn sie das an den Mund halten, ehe man sich umsieht, blitzt es mit einem Donnerschlag, und wer getroffen wird, liegt todt; wer nur eine Wunde empfängt und fortfliegt, muss ein kleines Bleikörnlein

daraus ziehen. So wie ich das glänzende Holz erblicke, so be-
 gebe ich mich auf die Flucht.« »O lieber Sohn,« spricht der
 Vater, »du bist an grosse Gefahr gewöhnt: wenn dir solche
 Leute nachstellen, so musst du dich hüten.« Hierauf fragt der
 Vater den Dritten: »wo bist du im Sturmwind geblieben?«
 »Ich ward in den Lustgarten des Pfarrers geworfen. Ich dachte,
 das wäre ein Gottesmann und würde sich meiner annehmen:
 aber er gieng in Gedanken darin auf und ab und hörte nicht
 auf mich. In der Noth verzehrte ich eine Raupe, die zu mir
 kroch, und suchte noch andere auf. Damit nährte ich mich,
 bis die Erbsen reif wurden, Maulbeeren und Kirschen, und so
 habe ich in guter Ruhe meine Nahrung gehabt.« »Dich hat
 der Wind wohl geführt, aber hüte dich vor den grünen Stangen,
 die oben ein Löchlein haben und in der Hand der jungen
 17 Knaben sind (er meint ein Blasrohr), auch vor dem Meisen-
 kasten und Pechruthen.« »Aber wie dann, wenn die Stange
 geschwärzt ist und vor das Loch ein Blättlein geklebt (so dass
 man sie nicht erkennt)? Für das Kästlein hat man Drahtgitter
 (Vogelbauer, die man nicht bemerkt), und das Pech schmiert
 man an die Zweiglein (auf die wir uns setzen): wer sich nicht
 vorsieht, wird gefangen.« »Du bist klug,« sagt der Alte, »aber
 des Pfarrers Knaben sind listig, sieh zu, dass sie dich nicht
 erwischen. Statt über den Büchern zu sitzen, stellen sie lieber
 den Vögeln nach und fangen Fische. Der Wolf frisst auch
 die klugen Hunde, und so listig die Füchse sind, am Ende
 kommen doch ihre Pelze in der Beize bei dem Kürschner zu-
 sammen.« Endlich wendet sich der Vater zu dem Jüngsten:
 »Wo bist du geblieben, Nestküchlein?« »Ich als der Jüngste
 und Schwächste konnte mich nicht erheben und im Wind da-
 vonfliegen: ich stürzte in die Kirche hinab und blieb auf dem
 Dach der Kanzel sitzen. Als der Pfarrer die Predigt hielt, da
 hörte ich, dass wir nicht kleingläubig sein und unsere Sorgen
 Gott anbefehlen sollen, der alle Creaturen erhält: so gering
 man die Sperlinge auf den Hausdächern achte, so solle doch
 ohne seinen Willen keiner herabfallen, und die Raben sollen
 Speise von ihm erhalten. Ich ward getröstet und dachte: 'was
 hast du nun für Noth'. Da kam eine Spinne daher gekrochen;

ich ass sie und suchte ihrer mehr und säuberte damit die Kirche von dem Geschmeiss. Ihr Gift that mir keinen Schaden, nur dass einige von meinen Federn kreideweiss wurden, weshalb mich die Kinder ihren bunten Kirchensperling nennen«. Der Alte lobt ihn seines Verhaltens wegen und ermuntert ihn, fest an Gottes Wort zu halten, wenn auch die Eulen kämen und ihn verfolgten.

Abermals später, etwa in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, erscheint die Fabel bei I. Balthasar Schuppius (Fabelhans S. 837). Aus dem Froschmeuseler hat er sie nicht genommen; bei aller Übereinstimmung im Ganzen und in den Grundzügen weicht er in der Ausführung zu weit von ihm ab, und wir werden auch hier auf die mündliche Überlieferung als Quelle geleitet. Da sie in den Hausmärchen mitgetheilt ist (No. 157), so kann ich dahin verweisen.

Wir haben gesehen, dass das edelste wie das grausamste und wiederum das schwächste Thier seinem Kind bei dem Eintritt ins Leben väterliche Lehren mit auf den Weg gibt. Man muss darin eine Abspiegelung menschlicher Sitte erkennen: was ist natürlicher, als dass Vater und Mutter den Sohn, der seine Laufbahn beginnen soll, oder der Herr den Diener, den er ausschickt, vor den Gefahren warnt, die ihn bedrohen, und ihn belehrt, wie er seine Handlungen einrichten, wo er auf seiner Hut sein müsse. Kein Zweifel, dass sich darin die Fortdauer einer uralten Sitte zeigt, bei der wahrscheinlich wiederkehrende Formeln angewendet wurden. Waren doch auch, wenn der wandernde Fremdling die Gastfreundschaft in Anspruch nahm, die Fragen bestimmt, die der Wirth an den Gast richten, die Antworten, in welchen dieser Auskunft geben musste. Ich glaube, dass schon in dem Hohen Lied (Hávamål) der Edda solche Reiselehren aufbewahrt sind, deren Eindringlichkeit noch durch den höheren, den eddischen Dichtungen eigenen Ausdruck gesteigert wird. Aus diesem Gesichtspunkt erkläre ich den Inhalt eines anderen eddischen Liedes (Sigurdrifumål), worin Brünhild als Walküre den Sigurd, der sie eben aus dem Zauberschlaf geweckt hat und den sie zum ersten Mal erblickt, aber als den Herrn ihrer Seele erkennt,

beim Abschied über die geheimen Kräfte der Runen belehrt und Sprüche der Weisheit hinzufügt. Sie spricht darin nur die Überlieferung aus, deren Kenntniss nicht einem jeden zu Theil ward, welche zu erlangen der Uneingeweihte trachtete und höher als Gold schätzte, ja sie damit erkaufte. Nur besonderer Gunst verdankte man ihre Mittheilung. Noch einflussreicher tritt die Sitte hervor in dem lateinischen Gedicht von Rudlieb, das schon vor der Ausbildung der deutschen Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts entstand und von einem echt poetischen Geist durchdrungen ist. Als der jugendliche Held zu seinem früheren Herrn zurückzukehren im Begriff ist, fragt ihn der König, dessen Diener er bisher gewesen ist, ob er zum Abschiedsgeschenk Gold oder Lehren der Weisheit zu empfangen wünsche. Er zieht die letzteren vor, und nun ertheilt ihm der König in einsamem Gemach zwölf Lehren, an welche sich die nachherigen Schicksale Rudliebs knüpfen. Es macht keinen Unterschied, wenn es bei Brünhild elf Lehren sind, und merkwürdig ist der ähnliche Inhalt einiger darunter: beide rathen die Rache zu verschieben und sich vor Frauen zu hüten, zu denen man auf der Reise kommt. Acht Rätze sind es, die in der Hervararsaga der weise Höfundr seinem Sohne Heidrekr ertheilt, aber dieser, wie in unserer Fabel der zweite Sohn des Löwen, geht darauf aus, sie zu vereiteln. Weitere Nachweisungen sind von Jacob Grimm in den lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts (S. 207. 208) und von Schmeller in Haupts Zeitschrift (1, S. 407 f.) gegeben. Ich will noch eine zufügen, die Hans Sachs (S. 3, 61. 62) überliefert:

19

in meiner jugend warnet mich
 ein alter mann gar tugentlich
 mich zu hüten vor dreien stücken,
 wolt ich dass es mir solt gelücken,
 die doch wären gemein auf erden,
 weil ir jedes brächt vil geferden.
 das erst das wär hurengebet,
 dafür solt ich mich hüten spet:
 das ander wär auch in den tagen
 einer frommen frawen warsagen:

und solt auch fliehen das dritt stück,
wär der alten weiber gross glück.

was dann sinnreich ausgelegt wird; die letzte Warnung folgender Weise:

wan sie zu allen bösen sachen
allmal gross glück darauss machen:
felt ein ein kind zum fenster rauss
und felt etwan ein schenkel auss,
oder felt einer vom gaul herab
und er felt etwan ein arm ab,
sprechen »gross glück haben die allen,
dass keiner sich zu todt hat gefallen«.

Der König Tirol und sein Sohn, der Winsbeke und die Winsbekin zeigen, wie im dreizehnten Jahrhundert der gebildete, aber der Überlieferung entfremdete, den eigenen Betrachtungen hingeebene Geist sich des Gegenstands bemächtigte, keine räthselhaften Sprüche vorbrachte, sondern ein umständliches Lehrgedicht.

Gehört zu dem Wesen der Äsopischen Fabel eine dürftige, auf das Nothwendigste beschränkte Erzählung und geht ihre ganze Richtung nur auf Belehrung, wobei freilich aller Reiz der Poesie schwindet, oder muss man darin nur ein erweitertes Gleichnis erblicken, so hat man Recht, sie als etwas von dem Thiermärchen von Grund aus Verschiedenes zu betrachten. Wenn sie aber die Thiere auftreten, reden und handeln lässt und dabei ihr natürliches Wesen beachtet, so setzt sie doch die Sage von ihnen voraus, die wiederum auf jenem eigenthümlichen Verhältnis des Menschen zu den Thieren beruht, das nicht konnte erfunden werden, sondern wirklich vorhanden sein musste. War bei dem Apolog die Nutzenanwendung im voraus fertig, wie kommt es, dass sie nicht selten so unbedeutend erscheint, manchmal wie bei den Haaren herbeigezogen? War doch die freie Erfindung durch nichts beschränkt und konnte sich der Lehre genau anschliessen. Dennoch ist bei Äsop das Märchenhafte lange nicht genug unterdrückt und oft noch mächtig genug. Wollte Äsop vor Zweizüngigkeit warnen, so durfte er die Fabel von dem Satyr und dem Menschen nicht dazu erfinden; denn dieser thut nichts Unrechtes, sondern han-

delt ganz vernünftig, aber es ist ein hübsches Märchen, welches den mit dem menschlichen Leben unbekanntem Waldmann durch sein Erstaunen über die verschiedene, ganz entgegengesetzte Wirkung des Blasens vortrefflich schildert. Der Inhalt der allbekannten Fabel von dem Lamm, das dem Wolf soll das Wasser getrübt haben, ist so natürlich und das Wesen des schüchternen Thiers so gut dargestellt, dass die poetische Theilnahme nicht ausbleibt: aber an der dürren Moral geht ein jeder gleichgültig vorüber. Dieses Märchen kann als Gleichnis gelegentlich passend angewendet werden, aber auf einen solchen Gebrauch hat es nicht nöthig zu warten, um sich geltend zu machen. Die echte griechische Fabel haben wir im Babrius kennen gelernt: in Hitopadesa, Pantchatantra, bei Bidpai und Nechschebi ist die Absicht auf Lehre und die Einmischung eigener Erfindung deutlich, weshalb wenig Rücksicht auf die Natur der Thiere genommen wird. Die cyrillischen Thierfabeln gehen am entschiedensten zu Werk; sie stellen eine bestimmt ausgesprochene Moral an die Spitze und knüpfen an ein Paar dünne selbstgedrehte Fäden eine Reihe guter, oft sinnreicher Betrachtungen, die aber keinen Anspruch auf dichterischen Werth machen können. Das echte Thiermärchen dagegen kennt nur die unschuldige und freie Lust an der Poesie: es will zunächst nur ergötzen und überlässt es seiner inneren Kraft, in dem rechten Augenblick auf den Menschen zu wirken. Hängt man auch ihnen Epimythien an, so sind sie im besten Fall oberflächlich und gehaltlos: es ist ein Zufall, wenn es einmal damit glückt oder eine Lehre wie eine reife Frucht von selbst abfällt. So entschieden man also bei ihnen die Absicht darauf zurückweisen muss, so zeigen sie sich doch in gewisser Beziehung lehrhaft: indem sie auf den Unterschied der Thiere von dem Menschen aufmerksam machen, mahnen sie diesen, den bösen thierischen Richtungen nicht blindlings nachzugeben, und wirken damit sicherer und dauernder als durch eine abgezogene moralische Wahrheit. Die Paar Fabeln, deren

21 Umwandlungen wir hier betrachtet haben, gehören gewiss zu den echten Thiermärchen, aber welche Moral will man aus der Weinschenke des Wolfs und Storchs ziehen? Etwa dass zwei

so verschiedene Naturen sich nicht in ein gemeinsames Geschäft einlassen sollen? Aber dichterisch behandelt könnte es die Grundlage einer guten Erzählung werden. Oder was lässt sich Erbauliches darüber sagen, dass die Wölfin ihren Kindern Anweisung gibt, wie sie ohne Gefahr ihre Blutgier befriedigen können? Sie thut, was ihre Natur fordert und ermahnt sie zum Bösen, gerade so, wie der Sperling seine Jungen zum Guten. Beide setzen die Handlungen als nothwendig voraus und empfehlen nur Vorsicht dabei. In einem esthnischen Volkslied (Neuss 3, S. 444) wird die Warnung einem wohlmeinenden Vöglein in den Mund gelegt.

Eilig gieng die Geiss den Berg an,
Hurtig hinter ihr der Wolf drein:
»Komm zu mir, o komm, Geisslein,
Neue Schuhe die schenk ich dir,
Rothe Absätz unten dran,
Drüber sind die Seidenbänder.«

In der Erle sang der Vogel:
»Nimmer glaub es, o du Geisslein,
Glaub den Worten nicht des Wolfes;
Falsche Reden führt der Wolf,
Trüglich täuscht des Bären Wort.
Seine Schuhe nennt dein Vliess er,
Nennt dein Blut die Absätz unten,
Bänder dran dein Eingeweide.«

Babrius hat dem Thiermärchen sein poetisches Recht gelassen und es nicht durch geistlose Epimythien herabgewürdigt. Ich nenne diesen trefflichen Dichter absichtlich, weil ich zu einem seiner Gedichte eine Bemerkung machen will, die man als eine nicht weit abliegende Zugabe zu dieser Abhandlung betrachte.*) Sie gewährt wiederum ein überraschendes Beispiel, wie der Grundgedanke in einer durch Zeit und Raum weit getrennten Überlieferung sich erhalten kann, der hier so besonderer Art ist, dass man eine zufällige Übereinstimmung darin nicht erblicken, einen äusseren Zusammenhang nicht nachweisen, einen inneren nicht abweisen kann. Der Inhalt (No. 74. Furia 278. Coray 194) ist einfach. Pferd, Stier und Hund kommen vor

*) [Vgl. unten S. 395 ff.]

Frost zitternd zu dem Haus des Menschen. Er öffnet ihnen
 22 seine Thüre, lässt sie am Feuer sich wärmen und gibt ihnen
 Nahrung: dem Pferd Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund
 Speise von seinem Tisch. Die Thiere vergelten die erwiesene
 Wohlthat, indem sie als Gastgeschenk dem Menschen einen
 Theil ihrer Lebensjahre überlassen. Das Pferd sogleich, des-
 halb ist der Mensch in der Jugend übermüthig; hierauf der
 Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens
 mit Arbeit und sammelt Reichthümer; der Hund schenkt die
 letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmei-
 cheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt, und achten die Gast-
 freundschaft gering. Damit vergleiche man, was vor funfzehn
 Jahren ein hessischer Bauer auf dem Felde erzählte und schon
 im Jahr 1845 in den Hausmärchen (No. 170) mitgetheilt ward.
 Nachdem Gott die Welt geschaffen hat, bestimmt er als Lebens-
 zeit allen Creaturen dreissig Jahre. Dem Esel, dem das zu
 viel ist, werden achtzehn Jahre abgenommen, ebenso auf ihre
 Bitten dem Hund zwölf, dem Affen zehn Jahre. Jetzt kommt
 der Mensch; ihm sind die dreissig Jahre zu wenig, und der
 Herr legt ihm noch zu, was er den Thieren abgenommen hat.
 Demnach lebt der Mensch siebenzig Jahre; wenn seine dreissig
 herum sind, kommen die achtzehn des Esels, da wird ihm eine
 Last nach der anderen aufgelegt: hierauf die zwölf des Hundes;
 da liegt der Mensch in der Ecke, knurrt und hat keine Zähne
 zum Beissen: endlich die zehn des Affen; da wird der Mensch
 ein Spott der Kinder.

Man wird zugeben, dass die deutsche Erzählung bedeu-
 tungsvoller und innerlich zusammenhängender ist als die grie-
 chische: die Abgabe der Jahre wird natürlicher begründet, da
 man dort nicht weiss, wie der Mensch, dessen Alter man nicht
 kennt und dem Muth und Freudigkeit nicht fehlt, Gebrauch
 von dem Geschenk des Pferdes machen soll.

Ich theile den Text der drei Meistergesänge mit, ohne an
 den rohen Sprachformen etwas zu ändern.

In des harders suesen thon
der wolff und storch die wein schenckten.

23

1

- 45 Ein wolff und auch ein storch furware
die schenckten pede mit einander wein
das gelt das namens vber tag
ped mit einander Ein: — — — — — &
- 5 Es ston pis auff Ein halbes jare
Sy wolten pede wissen iren gwin
do was der halb tail kaum bezalt
der ander tail porgt hin: — — — — — &
Do sprach der wolff mein sach will ich verkiesen
- 10 furwar an mir so soltu nicht verliesen
Ee wolt ich hie Erfriesen
vnd das man sprech ich trib mitt dir gewalt
So pleyb ich hie dan sumer lanck
vnd auch den wintter kalt: — — — — — &

2

- Do sprach der storch so muss ich fliegen
In fere lant draut liebster gselle mein
Das par gelt soltu geben mir
die schuld pring selber Ein: — — — — — &
- 5 Ob dir die pauren wolten liegen
vnd wolten dir bezallen nicht dein gelt
so nim in gens kue schwein und schaff
und treyb ins vber felt. — — — — — &
Do sprach der wolff mein aller liebster gsele
- 10 seit du dan nach dem gelt so ser duest stele
so gib ich dir Es snele
Er pant ims in Ein tuchlein da zw mal
Er henkts dem storch an seinen hals
sein kopff der was im smal: — — — — — &

3

24

- Der storch der schwang das sein gefider
vnd kam so weit vber ein see furwar
darin sach er der frösche vil
so gar Ein grose schar: — — — — — &
- 5 Der storch lies sich in lufften nider
der pitter hunger zwang in da zw mal
Er neigt sein kopff ims gelt Empfil

1, 5. 1. stunt. 1, 8. 1. geborget. 2, 2. 1. ferre.

sein haubt das was im schmal — — — — — &
 Es fiel im in den se alda zw grunde
 10 der storch der sucht Es lang mit seinem schlunde
 vnd floch hinweg zw stunde.
 das pey spil mercket ir auch alle sam
 drum er das gelt im see verlор
 ist er den fröschen gram: — — — — — &

In des muglings langen thon
 von dem frechn jungen löben.

1

160 Man saget von Eim loben weis als er war alt
 Het er zwen sun vnd gab iedem ein grünen walt
 det in dar zw drey guetter lere geben: — — — — — &
 Zwim Ersten solt er fechten mit keim menschen nit
 5 weil sein sterck aller thire stercke vber trit
 auch thut mit den nachtpauren fridlich leben — — — — — &
 Zwum dritten halt die weld in Eer
 auff das die thirlein Junge drin auff ziehen
 vnd so ir volget meiner leer
 10 so mugt ir allem vngeluck Empfiehen
 nach dem der alte löb gestarb
 sein Elter sun volget des vatters Ratte
 darmit gunst eer vnd guet erwarb
 der Jung löb vebt vil mutwilliger date
 15 mit sein nachtpauren zanckt vnd palgt
 25 Niemand vmb in kunt wonen
 auch wurget er die thier an zal
 durch perg vnd thal
 mer dan er zw notturfft bedorfft
 20 keines det er verschonen: — — — — — &

2

Die thierlein flohen daruon wurt der walt gar öd
 Der halb sein narung in die leng wurt schmal vnd spröd
 Er kam zw seim pruder det im das clagen: — — — — — &
 Sein pruder sprach ich halt mich vnsers vatters leer
 5 Dw wuettest das vm dich kan niemant pleiben mer
 des must dw ab nemen in alten tagen: — — — — — &
 Er fuert in mit im in sein walt
 den sach er springen voll der wilden thire

2, 4. l. an unsers.

Der jung löb sach ein waidmann alt
 10 stellen sein garen in Waldes Riefire
 Er sprach den jeger Reis zw dot
 Er wil die thierlein in dem walde fahen
 Er sprach vnser vatter gepot
 wir solten uns mit keinem menschen schlahen
 15 Er sey stercker vnd hab vil list
 der Jung löb sprach vermessen
 was get des alten pot mich an
 disen waidman
 wil ich zw Reissen durch mein sterck
 20 vnd wil in darnach Essen: — — — — — &

3

Der Jung löb loff viel vnfursichtig in die strick
 der Jeger schlug in mit eim pengel auff sein knick
 der lob sprach waidlich schlag mein hertz vnd oren: — — — &
 Das ich meins vatters leer hab gehört vnd verschmecht
 5 darum sint dise straih auf mich pillig und Recht
 mit kolben muss man lausen solchen dören: — — — — — & 26
 Aus diser Fabel nem drey leer
 Ein mon Erstlich mit iederman sey fridsam
 Zw m andern beweis zucht vnd eer
 10 der nachtpaurschafft sey in freuntlich vnd mitsam
 Zum dritten acht hab auff sein gut
 das er es meer doch mit gerechtem handel
 vnd wen er also leben dut
 fridlich freuntlich in allem seinem wandel
 15 So erlangt er guet er vnd gunst
 pey iedermon auff erden
 wer aber hadert zanck vnd greint
 dem wirt man feint
 das iedermon in scheucht vnd fleucht
 20 des mues er Elent werden: — — — — — &

Anno 1543 adj 24 septembris

Inn des hans sachsen kurtzen thon
 Die Wulffin mit irem Jungen.

1

249 Ein waidman fraget ich Ein mal der mer
 Was fur ein abschid pei der wulffin wer

3, 17. l. zankt.

Wen sy ir Junges von ir hin wolt lassen: — — — — — &
 Er sprach do stet Sy auff ein hohen perck
 5 Vnd warnet das Jung vor allerlei waid werck
 Zaigt im in dem wald al verporgen strassen:
 Vnd spricht Hör dw || wo dw kumst Zw
 Eim der ein kurtz Holtz dreckt den las mit Ru
 das foren hat ein lochlein in der spitzen
 10 vermeint ein puchsen von dem fleuch die weit
 Wan er Erraicht dich in dem felde preit
 Vnd dat dir ein loch in den wolfs peltz schmitzen: — — — &

27

2

Wo auch ein man Zw dir kumpt in dem hag
 Der zwaier klaffter lang ein holtz auch trag
 daran ein höltzlein voren ist gepunden: — — — — — &
 darmit die wulffin vermaint ein schwein spis.
 5 von dem fleuch weit wan er stech dich gewis
 sunst Hinden Ein macht dir ein dieffe wunden: — — — — — &
 Auch kumpt Einer || gegangen der
 Ein holtz dregt mit vil Zincken hin vnd her
 des Erwart nit es haut leichnam gros schartten
 10 Es sticht vnd schneit vor dem fleuch Imer zw
 pis in dein loch die weil hab dw kein Ru
 darmit maint die wulffin ein Helle partten: — — — — — &

3

Kumpt aber Einer mit Eim langen holtz
 Vnnd drit her durch den wald hoffertig stoltz
 dem schleich den nach langsam in allen ecken: — — — — — &
 pis er Etwan im walde wird verirt
 5 als den vor Engsten Im not scheissen wirt
 den laint er sein lantzen spies an Ein Hecken: — — — — — &
 Auff das er scheis || den selben peis
 Vnnd mit dein Zennen grimmiclich zw Reis
 Darmit lest Sy ir Junges wolfflein lauffen
 10 Das sich mit den ducken zw neren wais
 bis Entlich pey dem Kurschner in der pais
 Muetter vnd kinder wider kumpt zw hauffen: — — — — — &

2, 9. 1. deim leichnam.